



ISABEL
ALLENDE

DER WIND
KENNT MEINEN
NAMEN

Roman
Subrkamp

Isabel Allende



DER WIND
KENNT MEINEN
NAMEN



Roman

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
El viento conoce mi nombre bei Plaza & Janés, Barcelona.



Erste Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

© Isabel Allende, 2023

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
nach Entwürfen von bij Barbara,

Wereldbibliotheek/Park Uitgevers, Amsterdam.

Umschlagillustration: Pierre Mornet

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43200-6

www.suhrkamp.de

*Lori Barra und Sarah Hillesheim
für ihr tiefes Mitgefühl*

Hier mein Geheimnis. Es ist ganz einfach:
man sieht nur mit dem Herzen gut.
Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.

Antoine de Saint-Exupéry,
Der kleine Prinz

Es gibt einen Stern, wo die Menschen und die Tiere alle
glücklich sind, und er ist besser als der Himmel,
weil man nicht sterben muss, um hinzukommen.

Anita Díaz

~ SAMUEL ~

London, 1938-1958

Die Reise von Österreich nach England dauerte drei Tage, die dem kleinen Samuel endlos vorkamen. Zu Beginn sangen die Kinder noch unter Anleitung ihrer Betreuerinnen, aber im Verlauf der Stunden siegten ihre Müdigkeit und die Angst. Die Kleinsten weinten und riefen nach ihren Eltern. Den zweiten Tag verbrachten fast alle zusammengedrängt schlafend auf den harten Holzbänken oder auf dem Boden, doch Samuel saß weiter ausdruckslos da, hielt seine Geige fest und wiederholte stumm für sich das Track-tra-track der Eisenräder auf den Schienen. Der Zug hielt häufig an, und Soldaten stiegen ein, die mit einschüchterndem Gebaren alles inspizierten, bis ihnen Frau Wijsmuller-Meijer mit kühler Autorität entgegentrat. Endlich erreichten sie an einem regnerischen Abend den düsteren, eisigen Hafen in Holland, verließen im Gänsemarsch den Zug und bestiegen erschöpft und mit hängenden Köpfen die Fähre. Das Wasser war ölfarben und aufgewühlt, und viele der Kinder, die nie zuvor das Meer gesehen hatten, weinten vor Angst. Samuel wurde seekrank, lehnte über der Reling und erbrach sich, besprüht von der salzigen Gischt.

In England warteten die Familien, die sich bereit erklärt

hatten, Flüchtlingskinder aufzunehmen, und bekamen ihre Schützlinge anhand der umgehängten Namensschilder zugeteilt. Für Samuel waren zwei Frauen vorgesehen, Mutter und Tochter, die um ein Mädchen gebeten hatten, das alt genug wäre, ihnen im Haushalt zu helfen, weshalb sie sich eine Weile mit den Organisatorinnen stritten, während er mit seinem kleinen Koffer, seiner Geige und seinem vom Erbrochenen fleckigen Mantel an einer Mauer stand und wartete. Er blieb nur kurz bei den beiden. Sie arbeiteten in einer Fabrik für Militäruniformen und wirkten trotz des Altersunterschieds von über zwanzig Jahren durch ihre gekünstelte Art, zu sprechen, ihre Löckchenfrisur, ihre Männerchuhe und ihren Mundgeruch wie Zwillinge. Sie bewohnten ein schmales, mehrgeschossiges Haus, das vollgestopft war mit pingelig und unverrückbar angeordneten Nippsachen, Kuckucksuhren, Kunstblumen, Häkeldeckchen und anderem Krimskrams von zweifelhaftem Geschmack und Gebrauchswert. Samuel durfte nichts anfassen. Sie waren sehr streng und immer missmutig, besaßen endlos viele Regeln des Zusammenlebens, zählten die Zuckerwürfel für den Tee ab und bestimmten, wer sich wo hinsetzen durfte und wann. Sie verstanden kein Wort Deutsch, und dass das Kind kein Englisch sprach, steigerte ihre Gereiztheit. Noch dazu kauerte Samuel oft stundenlang stumm in irgendeiner Ecke und machte nachts ins Bett. Als ihm die Haare büschelweise auszugehen begannen, schoren sie ihm den Kopf.

Schnell wurde klar, dass das für Samuel Adler kein geeignetes Zuhause war, man schickte ihn zu einer anderen Fa-

milie, dann zur nächsten und zur nächsten. Kränklich und schwermütig, wie er war, wollte keine ihn lange behalten. Nach einem Jahr kam er in ein Waisenhaus außerhalb Londons. Der klotzige Steinbau, der im Ersten Weltkrieg als Lazarett gedient hatte, stand inmitten der idyllischen Hügellandschaft aus Wiesen und Wäldern und beleidigte das Auge. Es war ein Heim für ältere Jungen als Samuel und wurde mit militärischer Strenge geführt. Jedes Kind hatte eine Holzpritsche mit einer dünnen Matratze, zu essen gab es Porridge und Kohl, wie fast überall im Land in diesen Kriegsjahren. Die Klassenräume waren im Winter klamm und im Sommer stickig, und es wurde viel Sport getrieben, weil man geistig wie körperlich tüchtige junge Männer heranbilden wollte. Ihre Streitereien untereinander mussten die Kinder mit Boxhandschuhen im Ring klären, für Fehlverhalten gab es Rutenschläge aufs Hinterteil, Feigheit galt als schlimmste Charakterschwäche. Weil er asthmatisch und so viel jünger war als die anderen, wurde Samuel zu Beginn von einigen Aktivitäten und Strafen ausgenommen, aber diese Vorzugsbehandlung endete bald.

In all der Zeit war die Geige Samuels ständiger Begleiter, aber man erlaubte ihm nicht, sie zu spielen, deshalb dachte er sich heimlich Melodien aus und übte sie in Gedanken in der Stille der Nacht. Auch von dem Kriegsorden, den Oberst Volker ihm vor ihrem Abschied am Bahnhof an den Mantel geheftet hatte, trennte Samuel sich nie. Um ihn nicht zu verlieren, hatte er ihn ans Futter des Geigenkastens gesteckt. Der Orden besaß Zauberkräfte, genau wie der Oberst gesagt hatte: Samuel musste ihn nur reiben und konn-

te seine Angst besiegen. Er passte gut darauf auf, weil der Orden ja geliehen war und er ihn zurückgeben musste.

In England galt die Losung, man müsse zuversichtlich bleiben, der Sieg sei gewiss, auch wenn der Krieg unermessliche Ressourcen und einen hohen Blutzoll forderte. Die Deutschen stellten ihre Bombardements schließlich ein, die über vierzigtausend Menschen das Leben gekostet und ganze Stadtviertel in Trümmerfelder verwandelt hatten, weil sie ihr Ziel, die Bevölkerung durch diesen Terror zum Aufgeben zu zwingen, nicht erreichen konnten. Sobald die feindlichen Flugzeuge sich entfernten und die Sirenen das Ende des Angriffs verkündeten, verließen die Menschen die Schutzräume, rückten ihre Kleidung zurecht, heuchelten eine Ruhe, die niemand empfand, und gingen daran, die Brände zu löschen und in den Trümmern nach Überlebenden zu suchen. Alles war rationiert, zu essen gab es wenig, es fehlten Benzin und Heizöl für den Winter, die Krankenhäuser waren überfüllt, und in den Straßen sah man kriegsversehrte Soldaten und hungrige Kinder. Doch alle bemühten sich um ein Leben in Würde und ohne Aufregung. Das geschätzte britische Phlegma half, der Gefahr und den vielen Alltagswidrigkeiten mit einer gewissen Ironie zu begegnen, als hätte all das mit einem selbst nichts zu tun. »Ruhig bleiben und weitermachen« war das Gebot der Stunde.

Im Jahr 1942 bekam Samuel eine Lungenentzündung. Auf seiner Metallpritsche im Krankenhaus, wo er zwischen einem Dutzend Patienten in einem Zimmer lag, rang er nach

Atem, glühte im Fieber, wurde gleich darauf von eisigen Schauern geschüttelt. Irgendwann spürte er, dass er sterben würde, und dachte, er müsse seine Eltern benachrichtigen. Er hatte ihnen immer wieder geschrieben, jedoch nie eine Antwort erhalten, nur zwei Briefe von seiner Mutter hatten ihn im ersten Jahr seines Exils erreicht. In seinen kurzen wachen Momenten schrieb er unter großen Mühen einen Brief auf eine Seite seines Hefts. Niemand konnte ihm helfen, weil der Brief ja auf Deutsch war.

Liebe Mama, lieber Papa!

Ich bin krank. Ich schreibe euch das, falls ihr kommt und mich in der Schule abholen wollt und ich bin nicht da. Das Spital ist sehr groß und hier kennt es jeder. Manchmal schwebe ich und kann mich von oben sehen, wie ich im Bett liege. Niemand sagt mir, ob ich sterbe, aber wenn ich tot bin, sollt ihr die Geige als Erinnerung bekommen. Und bitte gebt dem Nachbarn aus dem 2. Stock seinen Orden zurück. Der Orden ist in meinem Geigenkasten. Bitte entschuldigt die Schreibfehler, ich habe fast vergessen, wie man auf Deutsch schreibt.

Euer Sohn

Samuel

Er adressierte den Umschlag an »Herrn Rudolf Adler und Frau Rachel Adler, Wien, Österreich« und bat eine Krankenschwester, ihn zur Post zu bringen. Weil ihr klar war, dass der Brief seinen Bestimmungsort niemals erreichen würde, gab die Frau ihn an Luke Evans weiter, da er und sei-

ne Ehefrau die Einzigen waren, die den Jungen im Krankenhaus besuchten.

Luke und Lidia Evans waren Quäker und kümmerten sich seit Jahren um die Unterstützung von Kindern aus Kriegsgebieten. Begonnen hatten sie damit während des Bürgerkriegs in Spanien, und danach hatten sie auf dem Kontinent mit jüdischen Organisationen zusammengearbeitet. Samuel kamen die beiden steinalt vor, dabei waren sie erst Mitte vierzig. In ihrer symbiotischen Liebe füreinander hatten sie sich äußerlich stark angeglichen, sie sahen aus wie Geschwister, eher klein gewachsen, dünn, mit strohblonden Haaren und Nickelbrillen.

Lidia litt an Parkinson, was ihre Bewegungsfähigkeit mit der Zeit stark einschränken sollte, aber als Samuel sie kennenlernte, merkte man davon noch nichts. Die Krankheit hatte die beiden gezwungen, ihre Arbeit an der Front aufzugeben und nach England zurückzukehren, wo sie sich um Kinder wie Samuel kümmerten. Die beiden hatten keine eigenen Kinder und verloren ihr Herz an diesen klugen und so bedauernswert zartbesaiteten Jungen. Aus dem Krankenhaus, wo er mehrere Wochen verbrachte, nahmen sie ihn mit zu sich. Ins Kinderheim kehrte Samuel nicht zurück: Er hatte das Zuhause gefunden, das er so dringend brauchte.

Die Evans wurden zu seiner Familie. Sie meldeten ihn auf einem Quäker-Internat an und holten ihn an den Wochenenden und in den Ferien zu sich. Wegen seiner Herkunft sorgten sie sich um seine religiöse Erziehung und schickten ihn zum Unterricht in die Synagoge, doch erlahmte ihr Eifer schon nach wenigen Monaten. Samuel empfand sich

nicht als Teil dieser Gemeinde und brachte trotz der Bemühungen des Rabbiners kein Interesse für Religion auf. Auch zum Christentum fühlte er sich nicht hingezogen, aber seine Schule war tolerant und verlangte nicht von ihm, dass er konvertierte. Die Werte der Quäker teilte er auch so: Einfachheit, Frieden, Aufrichtigkeit, Toleranz, Macht der Stille. Sie waren wie für ihn gemacht.

Die Evans und die Schule gaben ihm Halt, seine Asthmaanfälle und Albträume wurden seltener, und der Haarausfall, unter dem er jahrelang gelitten hatte, hörte von selbst auf. Die kahlen Stellen verschwanden unter dichten Locken, die zu seinem augenfälligsten Merkmal wurden. Er lernte gern und spielte Rugby, was ihm half, sich in der Klasse einzuleben, auch wenn er keine Freundschaften schloss. Rugby war der einzige Mannschaftssport, den er in seinem Leben ausüben sollte, weil die Schule ihn vorschrieb und es ihm gefiel, sich beim Rempeln, Niederreißen und Wälzen im Dreck abzureagieren. Als Samuel älter wurde, tat er sich hervor, denn endlich durfte er wieder Geige spielen und trat ins Schulorchester ein. Lange hatte er nicht üben können, und auch wenn er die Musik nach wie vor liebte, war er nicht mehr das Wunderkind von einst.

Samuel war zwölf, als der Krieg im Mai 1945 endete. Für immer sollten ihm die Festtagsglocken in Erinnerung bleiben, der Jubel auf den Straßen, in den Häusern, in der Schule, überall, die Umarmungen, das Rufen, das Lachen. Als die Euphorie sich legte, konnte Europa die Bilanz dieses blutigen Sieges ziehen: zerstörte Städte, verwüstetes Land,

Konzentrations- und Vernichtungslager, in denen die Nazis die Menschen systematisch umgebracht hatten, Massaker, 17 Millionen zivile Opfer, allein sechs Millionen ermordete Juden, Massen von Heimatlosen auf der Suche nach einem Ort, wo sie bleiben und zur Ruhe kommen konnten. Samuel dachte, dass seine Eltern darunter sein könnten, dass sie vielleicht nach ihm suchten, vielleicht bald zur Schule kämen und nach ihm fragen und ihn nicht wiedererkennen würden, wenn sie ihn sähen, aber er würde sie erkennen, denn ihre Fotografie steckte in seinem Geigenkasten neben dem Orden von Oberst Volker. Die Geige seiner Kinderjahre hatte er durch eine andere ersetzt, aber die beiden Erinnerungsstücke begleiteten ihn nach wie vor überallhin. Seine Eltern würden sich in diesen sechs Jahren der Trennung bestimmt nicht stark verändert haben, dachte er. Sein Vater trug auf dem Foto eine Brille, er hatte einen Schnauzbart und blickte ernst in die Kamera, anders als seine Mutter, eine schöne Frau mit dunklen Augen und welligem Haar, die offen lächelte. Gekleidet war der Vater in einen etwas altmodischen dunklen Anzug mit Weste und Fliege, die Mutter in eine weiße Bluse, ein dunkles Jäckchen mit einer Brosche am Revers und einen kecken Hut.

Doch es sollte noch Jahre dauern, bis Samuel Gewissheit über seine Familie bekam. 1942 hatte die Naziführung die »Endlösung« beschlossen, wie sie die Vernichtung der Juden nannte, aber Einzelheiten über den Holocaust wurden erst erheblich später bekannt. Die Evans hatten sich einer der Organisationen angeschlossen, die den Millionen durch den Krieg heimatlos gewordenen Menschen halfen, blieben

in ihren Bemühungen, die Adlers ausfindig zu machen, jedoch erfolglos. Sie versuchten zu verhindern, dass Samuel Bilder aus den Konzentrationslagern sah, aber eines Samstags entwichte er ins Kino, und vor dem Hauptfilm zeigte eine Wochenschau Dokumente des Grauens: Berge von Toten, Knochen, zu Skeletten abgemagerte Überlebende. Voller Entsetzen unterdrückte Samuel den Gedanken, seine Eltern könnten darunter sein.

Nach Abschluss der Schule hätte er eigentlich zum Militär gemusst, wurde jedoch wegen seines Asthmas und einer Rückenverletzung, die er sich beim Rugby zugezogen hatte, befreit und konnte sich mit einem Stipendium an der Royal Academy of Music einschreiben, dem ältesten Konservatorium Englands, das 1822 gegründet worden war und strenge Aufnahmeprüfungen durchführte.

Der Zufall wollte es, dass der erste, strahlende Unterrichtstag, als sich Samuel endlich ganz dem Studium der Musik hingeben durfte, auch einer der schwärzesten seines Lebens wurde.

Von seinem Hochgefühl wie berauscht, war er vom Konservatorium zu Fuß nach Hause gelaufen, um wieder etwas zu sich zu kommen. Gegen sieben traf er bei den Evans ein, und schon auf der Schwelle traf ihn die Vorahnung hart wie ein Schlag in den Magen. Lidia kam auf ihn zu, wollte ihn vorwarnen. »Warte, Samuel«, schaffte sie noch zu sagen und hielt ihn an der Jacke fest, aber er ließ sie nicht weitersprechen. Im Wohnzimmer stand eine junge Frau, drall und albinohaft blond.

»Samuel? Ich bin Heidi Steiner. Erinnerst du dich an mich?«, fragte sie ihn auf Deutsch. »Nein, sicher nicht, du bist ja noch so klein gewesen, als wir uns das letzte Mal gesehen haben. Ich bin eine Tochter von Peter Steiner.«

Auch dieser Name sagte Samuel nichts. Er hatte seit Jahren kein Deutsch gesprochen, verstand die Frau aber. Er wartete, dass sie weitersprach, während der Druck in seinem Magen zunahm. Wegen der Sprache schloss er, dass es um seine Eltern ging.

»Ich habe dich finden können, weil ich wusste, dass du mit dem Kindertransport nach England gekommen bist und die Organisation jedes Kind registriert hat. In deiner Akte stehen alle Adressen und das Kinderheim, wo du gewesen bist, bevor die Evans dich aufgenommen haben, und auch die Schule der Quäker.«

Sie habe nicht früher nach ihm suchen können, entschuldigte sie sich, es habe Jahre gedauert, bis die Besiegten zurückgefunden hätten in ihr Leben. Deutschland sei in Trümmern gelegen, gedemütigt, verarmt, und in Österreich habe es kaum besser ausgesehen.

»Wir haben im Abfall nach Essen gesucht«, sagte sie. »Der Hunger war so groß, es gab keine Hunde und Katzen mehr, sogar Mäuse haben wir gegessen.«

Peter Steiner, Heidis Vater, hatte unter der Naziherrschaft um seine Freiheit gefürchtet, er hatte Freunde mit guten Verbindungen, und die warnten ihn, die Gestapo habe ihn wegen kommunistischer Umtriebe im Visier. Er legte ein Geldversteck für seine Familie an, für den Fall, dass ihm etwas zustieße, ohne zu ahnen, dass sich die Scheine

mit der Niederlage in wertloses Papier verwandeln würden. Zusammen mit seinen Ersparnissen hatte er auch den Kaufvertrag über Praxis und Wohnung von Rudolf Adler aufbewahrt, dazu ein Schreiben, in dem er erklärte, dass der Kauf ein Scheingeschäft gewesen war und Adler der rechtmäßige Eigentümer.

»Es tut mir leid, Samuel, aber das Gebäude ist bei einem Bombenangriff zerstört worden«, sagte Heidi.

Samuel begriff, dass die Frau mit diesen Umschweifen Zeit schinden wollte. Was kümmerte ihn eine Wohnung in Wien? Sie konnte nicht deshalb die weite Reise gemacht haben.

Heidi berichtete, zwei ihrer Brüder, die als Heranwachsende eingezogen worden waren, seien im Krieg gefallen. Eine ihrer Schwestern sei an Typhus gestorben und eine weitere verschwunden, als die Rote Armee Österreich besetzte. Von den sechs Geschwistern Steiner hätten nur sie und der jüngste Bruder überlebt, und auch die Mutter sei noch am Leben, aber in einem Heim.

»Mein Vater ist 1943 verhaftet worden, er wurde als Kommunist angeklagt, die Apotheke und unsere Wohnung wurden beschlagnahmt. Er ist in Auschwitz gestorben«, sagte sie.

»Was mit deiner Familie passiert ist, tut mir leid. Das ist furchtbar ... weißt du denn etwas über meine Eltern?«

»Es ist so traurig, Samuel, aber deshalb bin ich gekommen. Diese Ungewissheit ist schlimmer als die Trauer ... deinen Vater hat man festgenommen, als er schwerverletzt im Spital lag, zwei oder drei Tage nach den Pogromen im November ...« Heidi stockte, wusste nicht weiter.

»Bitte, ich muss es wissen, was ist mit ihm?«

»Nach dem, was wir von anderen Gefangenen gehört haben, ist er schon kurz nach seiner Ankunft in Dachau an einer Hirnblutung gestorben.«

»Dann war meine Mutter, als sie mich nach England geschickt hat, schon Witwe und hat es nur nicht gewusst?«, sagte Samuel und unterdrückte ein Schluchzen.

»Offenbar ja.«

»Und sie? Was ist mit ihr?«

»Ihr ist es nicht besser ergangen. Sie hat auf deinen Vater gewartet und so die Chance verpasst, das Land noch zu verlassen. Erst hat sie ihr Nachbar, ein Kriegsveteran namens Theobald Volker versteckt, dann meine Familie. Sie hat bei dem Oberst gewohnt, er hat sie, solange er konnte, beschützt, aber dann ist er schwer krank geworden, und mein Vater hat ihr im Hinterzimmer der Apotheke ein Versteck eingerichtet. Eigentlich im Keller, dort hat sie ziemlich lang leben müssen. Als mein Vater festgenommen wurde, hat man die Apotheke durchsucht und sie gefunden, es ging alles so schnell, wir konnten sie nicht warnen.«

»Und dann?«

»Es tut mir so leid, dass ich nur schlimme Nachrichten habe, Samuel ... sie wurde nach Ravensbrück gebracht.«

»In das Frauenlager?«

»Ja. Dort sind fast dreißigtausend Gefangene gestorben. Auch deine Mutter und deine Tante Leah.«

»Hab Spaß, Samuel, versuch, das Leben zu genießen, du solltest verwirklichen, was deinen Eltern verwehrt worden ist«, hatte Lidia Evans einmal zu ihm gesagt, aber er war immer

schon ernst gewesen, und das Grauen, das seine Eltern erlitten hatten, machte ihn schwermütig. Der Spaß, zu dem Lidia ihn ermuntern wollte, blieb ihm fremd. Seine erste Anstellung fand er beim London Philharmonic Orchestra, das trotz seines erst rund zwanzigjährigen Bestehens einen herausragenden Ruf genoss. Samuel wusste, dass ein Orchester auf den ersten Blick als höchste Vollendung von Teamarbeit erscheinen mag, dass in Wahrheit aber jeder Musiker eine Insel ist. Das kam seinem einzelgängerischen Wesen sehr entgegen.

Das Orchester war seine Zuflucht und Musik das Einzige, was ihm wahrhaft Genuss verschaffte. Unvergleichlich war es, in sie einzutauchen wie in einen Ozean, mühelos auf ihren Wogen, in ihren Strömungen zu gleiten, sich mit seiner Geige dem großartigen Spiel der anderen Instrumente mit ihren je eigenen, unverwechselbaren Stimmen anzuschließen. In solchen Augenblicken wurde die Vergangenheit getilgt, und er spürte, wie er sich auflöste. Sein Körper verschwand, und mit jeder Note erhob sich, frei und freudig, sein Geist. Am Ende überraschte ihn jedes Mal der Applaus, stieß sein Tosen ihn jäh in den Saal zurück. Wenn die anderen Orchestermitglieder dann noch in den Pub gingen, um etwas zu trinken, machte er sich zu Fuß auf den Weg in die Wohnung, die er in einem Viertel karibischer Einwanderer gemietet hatte. Den Geigenkasten schützte er mit einem Plastiküberzug vor Nebelfeuchte und Regen, und im Gehen summt er die eben gespielten Stücke vor sich hin. Diese anderthalb Stunden, wenn er gelöst durch die dunklen Straßen schritt, waren das Spaßähnlichste, das er kannte.

An spielfreien Tagen unternahm er Ausflüge oder ruderte auf der Themse. Mehr als einmal verliebte er sich in den Hügeln oder wurde auf dem Fluss von so dichtem Nebel überrascht, dass er Stunden brauchte, bis er wieder zum Ausgangspunkt zurückkam. Die einsame körperliche Betätigung an der frischen Luft wirkte auf ihn wie die Musik: Sie gab ihm Frieden. Oft besuchte er die Evans. Er hatte keine gleichaltrigen Freunde und lachte über Lidias Bemühungen, eine Partnerin für ihn zu finden. Luke lachte ebenfalls darüber. »Lass es doch, Lidia, er ist noch viel zu jung, um zu heiraten«, sagte er, aber Samuel dachte, dass er wohl nie eine Frau finden würde, die ihn liebte.

Alles änderte sich für ihn, als er mit fünfundzwanzig beschloss, eine Urlaubsreise in die USA zu unternehmen, weil er sich eingehender mit Jazz befassen wollte, für ihn die aufregendste Entwicklung in der westlichen Musik seit dem 19. Jahrhundert. Ihn faszinierten die Freiheit und die Energie des Jazz, die Kühnheit, mit der er unterschiedliche Stile aufnahm und sich beim Spielen neu erfand, der unbändige Esprit der Musiker, die in einem eigenen Bewusstseinszustand, in Ektase, spielten, das Genie von Stars wie Miles Davis, Louis Armstrong, Ella Fitzgerald, Billie Holiday und anderen, deren Platten er wieder und wieder, fast besessen, hörte. Er musste Jazz live erleben, sich in seinen Synkopen, in der Melancholie des Blues, in der unwiderstehlichen Kraft der miteinander sprechenden Instrumente verlieren und ihrem Ruf folgen. Dafür musste er dorthin, wo der Jazz herkam, nach New Orleans.

~ LETICIA ~

El Mozote/Berkeley, 1981-2000

Leticia Cordero besaß die Staatsbürgerschaft und einen Pass der Vereinigten Staaten, doch wer sie sah, nahm an, sie stamme von woanders. Ihre Haut hatte einen Karamellton, ihr kurzes, schwarzes Haar band sie zu einem Pferdeschwanz, und sie hatte indigene Gesichtszüge. Weil sie Englisch ohne Akzent sprach, wurde sie manchmal gefragt, ob sie eine Angehörige der Native Americans sei. Ihr waren keine Wurzeln in einem anderen Land geblieben, alle, die sie besaß, befanden sich in Kalifornien. Laut ihrem Vater gab es noch entfernte Verwandte in El Salvador, aber Leticia kannte sie nicht. Von ihrer eigenen Familie waren nur sie und ihr Vater übrig.

Die Vereinigten Staaten hatte sie schwimmend, an ihren Vater, Edgar Cordero, geklammert, über den Rio Grande erreicht. Das war Anfang Januar 1982 gewesen, vierundzwanzig Tage nach dem Massaker von El Mozote. Sehr selten hatte sie darüber gesprochen. Mit ihrem Vater hatte sie nie darüber geredet, weil er seinen Schmerz in einem versiegelten Bereich seiner Erinnerung verwahrte. Für ihn konnte dieser Schmerz nur durch Schweigen unversehrt bleiben. Wörter verwässern und verformen die Erinnerung,

und er wollte nichts vergessen. Auch gegenüber den Menschen in ihrer neuen Heimat sagte sie nichts, denn in den USA hatte nie jemand von El Mozote gehört, und wenn sie davon erzählt hätte, hätte man ihr nicht geglaubt. Tatsächlich fanden die wenigsten El Salvador auf einer Landkarte, und die Tragödien, die sich in diesem so nahe gelegenen Land abspielten, waren wie alte Geschichten aus fernen Weltgegenden. Die Menschen, die aus Mittelamerika ins Land kamen, sahen alle gleich aus, waren dunkelhäutige und arme Geschöpfe, Geschöpfe von einem anderen Stern, die sich mit ihrem Sack voller Probleme aus dem Nichts an der Grenze materialisierten.

Einige Kindheitserinnerungen waren Leticia geblieben: Der Geruch des Holzfeuers im Küchenofen, das üppige Grün, der Geschmack der Maiskolben, das Vogelkonzert, die Tortillas zum Frühstück, die Gebete ihrer Großmutter, das Weinen und Lachen ihrer Geschwister. Auch ihre Mutter hatte sie nicht vergessen, obwohl sie nur eine einzige Fotografie von ihr besaß, aufgenommen auf einem Dorfplatz, als sie mit ihrem ersten Kind schwanger war. Leticia verwahrte das Bild wie eine Reliquie in einem Kästchen, das ihr als Reisealtar diente, darin auch zwei Fotos von ihrem Vater, ihre dritte Heiratsurkunde (die einzige, die für sie zählte), der erste Zahn ihrer Tochter und andere Kleinode, die ihr heilig waren. Am deutlichsten erinnerte sie sich aus dieser Zeit an das Massaker, obwohl sie nicht dort gewesen war, als es geschah. Die Bilder hatte sie im Laufe ihres Lebens gesammelt, hatte gesucht und gesucht und darum gerungen, das Geschehene zu begreifen. Und vom

vielen Suchen war es schließlich, als wäre sie doch dort gewesen.

Ihre Familie hatte seit mehreren Generationen in dem salvadorianischen Örtchen El Mozote gelebt, etwas über zwanzig Hütten, eine kleine Kirche, ein Gemeindehaus und eine Schule. Ihre Hütte war, wie fast alle, aus Brettern gebaut, sie hatte einen gestampften Lehmbooden und zwei Schlafräume, die sich die Eltern, die Kinder und die Großmutter teilten. Im Radio lief immer ein Sender, der Nachrichten und Popmusik brachte. Es gab ein handkoloriertes Foto von ihrer Mutter und ihrem Vater am Tag ihrer Hochzeit, sehr steif und feierlich, und eine kleine Gipsstatuette von Unserer Lieben Frau vom Frieden, der Schutzheiligen von El Salvador. Die Corderos waren evangelikal wie die übrigen Bewohner des Dorfes, eine Ausnahme in diesem fast durchweg katholischen Landstrich, aber das hinderte sie nicht daran, die Friedensmadonna zu verehren. Leticia schlief mit zwei von ihren Geschwistern auf einer Strohmatten auf dem Boden, die Großmutter teilte ihr Bett mit einem ihrer Enkelkinder, das nicht laufen konnte, weil es mit einer Knochenkrankheit auf die Welt gekommen war, und die Eltern schliefen zusammen mit den beiden jüngsten Kindern. Sie hatten Hühner, Hunde, Katzen und ein Schwein. Die Tiere liefen frei herum, die Kinder ebenfalls, niemand überwachte sie, sie spielten in den Höhlen am Berghang, im Gebüsch und an den Wasserlöchern. Außerdem halfen sie von klein auf bei der Hausarbeit und auf dem Feld. Leticia ging mit ihrer Mutter zum Wäschewaschen an den Fluss, seifte die über Nacht im Aschewasser eingeweichten

Sachen ein und schlug sie gegen die Steine. Auf dem Weg zur Schule trug sie ihr einziges Paar Sandalen in der Hand, um sie nicht abzunutzen, und schlüpfte erst hinein, wenn sie angekommen war. Sie waren viele in der kleinen Schule, weil die Kinder auch aus den umliegenden Dörfern kamen, und es gab nur eine Lehrerin, die aus über die Jahre vergilbten Schulbüchern unterrichtete und sich Respekt verschaffte, indem sie zur Belohnung Bonbons und zur Strafe Stockschläge auf die Handflächen verteilte. Leticias Vater arbeitete wie die anderen Männer in der Gegend auf dem Feld, er besaß ein kleines Stück Land, auf dem er zusammen mit den Nachbarn Mais, Yuca und Avocados anbaute. Er sagte, sie seien arm, aber nicht so arm wie andere, müssten nicht auf den Kaffeepflanzungen der Großgrundbesitzer schuften und keinen Hunger leiden. Der Sonntagsgottesdienst war das Ereignis der Woche, Sonntag der einzige Ruhetag, man zog Ausgehachsen an, sang Kirchenlieder und betete, dass die Ernte von Krankheiten verschont bliebe und die Tiere Nachwuchs bekämen, die Guerrilla und die Soldaten einen in Frieden ließen, man Jesus näherkäme. Die Corderos beteten außerdem für Leticia, die seit Monaten Bauchschmerzen hatte, gegen das die Tees aus Anis, Minze und Petersilie nicht halfen. Der wichtigste Festtag des Jahres war die Taufe der achtjährigen Kinder. Begangen wurde er am Morgen mit einer Prozession, dem feierlichen Untertauchen im Fluss, und am Abend gab es Musik, Tanz und Essen. Die Großmutter nähte schon für das kommende Jahr das weiße Kleid für Leticia.

Leticias Bauchschmerzen wurden von Woche zu Woche

schlimmer. Sie war aufgebläht, wollte nicht essen, schlief ständig ein, bewegte sich wie im Dämmer. Sie war so geschwächt, dass sie ihrer Mutter nicht mehr beim Wäschewaschen und ihrer Großmutter nicht beim Kochen helfen musste, aber dem Unterricht durfte sie nicht fernbleiben. Eines Tages erbrach sie sich im Schulhof. Am Nachmittag begleitete die Lehrerin sie nach Hause, um mit dem Vater zu sprechen.

»Hören Sie, Don Edgar, Ihre Tochter spuckt Blut, das ist ernst.«

»Sie übergibt sich manchmal. Der Arzt, den die Regierung schickt, hat sie angeschaut, als er hier war, das ist jetzt wohl vier, fünf Wochen her.«

»Und was hat er gesagt?«

»Dass sie Verdauungsstörungen und Blutarmut hat. Er hat ihr Tropfen gegeben und gesagt, sie soll viel Fleisch und Bohnen essen, aber sie verträgt nichts. Es ist nicht besser geworden. Eher schlechter, wenn Sie mich fragen.«

»Sie muss ins Krankenhaus.«

»Das ist sehr teuer.«

»Wir sehen, was man tun kann.«

Am folgenden Sonntag schilderte der Wanderpastor seinen Gläubigen die Lage, und wie immer bei Notfällen gaben alle, so viel sie konnten, in den Klingelbeutel, der vollständig für zwei Busfahrkarten und als Handgeld für die beiden Reisenden bestimmt war. Die Großmutter packte dem Kind eine Tasche mit seinen besten Sachen, damit es in der Hauptstadt anständig gekleidet wäre, und außerdem einen Proviantkorb mit Brot, Käse und einem halben Grill-

hähnchen. Die Mutter konnte sich an den Vorbereitungen kaum beteiligen, da sie gerade eine lange und schwere Entbindung hinter sich hatte und noch sehr erschöpft war, aber sie begleitete ihren Mann und ihre Tochter zum Bus. Etliche Nachbarn, der Pastor und die Lehrerin kamen ebenfalls pünktlich, um die zwei zu verabschieden. Nachdem er kurz für sie und ihren Vater gebetet hatte, gab der Pastor Leticia ein kleines Kreuz aus Plastik und erklärte ihr, dass es in der Nacht leuchtete wie die Liebe Jesu in dunklen Stunden.

Die Reise in dem vollbesetzten Bus, zwischen Eltern mit Kindern, lebenden Hühnern und allen Arten von Gepäckstücken, über holprige, kurvenreiche Straßen hätte für Leticia zur Tortur werden können, aber die Lehrerin hatte ihr ein Fläschchen mit Baldriantropfen überlassen, die sie gegen ihre Schlaflosigkeit nahm. Mit den Tropfen schlief Leticia mehrere Stunden an ihren Vater gelehnt, und eine weitere Dosis half ihr später in der Stadt, als sie die Nacht auf einer Parkbank im Zentrum verbrachten.

Im Krankenhaus wurde ihnen gesagt, sie müssten sich für einen Termin in zwei Monaten anmelden, doch als Edgar Cordero eben dabei war, den Anmeldebogen auszufüllen, zeigte das Schaukeln des Busses eine verspätete Wirkung, seine Tochter sackte auf die Knie und spuckte der Frau an der Anmeldung Blut vor die Füße. Im Laufschrift wurde sie auf einer Trage weggebracht, und ihr Vater sah sie hinter einer Tür verschwinden. Viele Stunden später teilte man ihm mit, dass Leticia ein blutendes Magengeschwür gehabt hatte und notoperiert worden war. Man erklärte ihm, sie habe viel Blut verloren, sie brauche eine Transfusion und

müsse im Krankenhaus bleiben, bis ihr Zustand stabil sei. Er solle besser nicht warten, sondern in ein paar Tagen anrufen und nachfragen, wann er sie abholen könne. Er durfte kurz zu ihr, aber sie war noch benommen von der Narkose, und er konnte sie nur auf die Stirn küssen und Jesus bitten, über sie zu wachen.

Für die Rückfahrt hielt Edgar Cordero mehrere Lkws an, weil er die Busfahrkarten aufheben musste. Sie waren für seine Heimreise mit Leticia bestimmt.

Zwei Tage nach der Operation hatte Leticia einen Verband um den Bauch und die Arme voller Blutergüsse von den Spritzen und Kanülen, aber sie konnte schon Brei essen und ging, wie man es ihr aufgetragen hatte, mehrmals am Tag mit einem Rollator den Gang auf und ab, um ihre Beine zu stärken. Zu Beginn wurde ihr dabei schwindlig, und ihre Knie waren wie Gelee, aber sie strengte sich weiter an, weil sie so schnell wie möglich gesund werden und zu ihrer Familie zurückkehren wollte. Sie konnte es kaum erwarten, ihr neugeborenes Geschwisterchen in die Arme zu schließen.

Das öffentliche Krankenhaus war für ein großes Einzugsgebiet zuständig, das nicht wohlhabend war, es hatte zu viele Patienten und nur geringe Mittel, die Ärzte waren ständig in Eile, die Krankenschwestern müde, schlecht bezahlt und überarbeitet. Die Luftfeuchtigkeit schälte die Farbe von den Wänden, in den Toiletten blühten die Rostflecken, viele Abfallbehälter quollen über, und die Bettlaken waren, sofern vorhanden, so fadenscheinig, dass man hin-

durchsehen konnte. Auf manchen Betten schützte nur ein Plastiküberzug die Matratze. Die Patienten warteten häufig über Monate auf einen Behandlungstermin, wie es Leticia ja auch ergangen wäre, hätte sie nicht so viel Blut verloren. Die medizinische Versorgung war jedoch trotz der ärmlichen Ausstattung des Krankenhauses gut.

Leticia lag als einziges Kind in einem Krankensaal voller Erwachsener. Nie war es still dort, ein ständiges Kommen und Gehen von Personal, Trubel wie auf dem Markt, aber sie fühlte sich allein wie beim Versteckspielen in den Höhlen, wenn sie darauf wartete, dass die anderen Kinder sie fanden. Sie war daran gewöhnt, nachts bei ihren Geschwistern zu schlafen, ihre Familie um sich zu haben, die Hütte und das Dorf waren die Grenzen ihrer Welt, sie hatte Heimweh nach ihrer Mutter und Angst, dass ihrem Vater etwas zustieße und er sie nicht abholen könnte. Sie hätte gern herausgefunden, ob das kleine Plastikkreuz wirklich in der Nacht leuchtete, aber in dem Krankensaal brannte immer Licht, und nie wurde es dunkel. Sie weinte still, um nicht zu stören.

Am fünften Tag wurde sie entlassen, wartete mit ihrer gepackten Tasche auf ihren Vater, war frisch gewaschen, hatte die Haare wieder wie sonst zu Zöpfen geflochten und statt des dicken Verbands nur noch ein Pflaster auf dem Bauch. Sie hatte sich vom Personal und von den Patienten im Krankensaal verabschiedet und war begierig wegzukommen. Als ihr Vater eintraf, erkannte sie ihn fast nicht. Ein schmutziger Landstreicher mit verfilzten Haaren, Bartstoppeln und einem Entsetzen im Gesicht, als hätte er die Hölle gesehen.

Die Krankenschwester, die für das Stockwerk zuständig war, unterbrach ihr Hin und Her für einen Moment, um Edgar Cordero zu erklären, was weiter zu tun war. Der Heilungsverlauf sei bisher ausgezeichnet, sagte sie, in zwei Wochen sei Leticia wieder wie neu, noch müsse sie aber auf ihre Ernährung achten und sich ausruhen. Sie sollte jede Anstrengung vermeiden, damit die Wundnaht nicht aufbrach.

»Mir tut gar nichts mehr weh, Papa. Ich kann essen und muss mich nicht übergeben«, sagte Leticia.

Edgar nahm sie an der Hand, warf sich ihre Tasche über die Schulter und trat mit ihr hinaus ins gleißende Mittagslicht.

»Fahren wir mit dem gleichen Bus zurück, Papa?«

»Wir fahren nie mehr zurück, Lety«, sagte ihr Vater, und seine Stimme versagte in einem tiefen Schluchzen.

Viele Jahre später machte sich Leticia daran, so viel wie möglich über diesen grauenhaften Dezember 1981 herauszufinden, der ihr Leben bestimmt hatte. Mehr als ein Jahrzehnt musste vergehen, ehe die Wahrheit nach und nach doch ans Licht kam, denn weder in El Salvador noch in den USA hatten die Regierungen ein Interesse daran, dass in Einzelheiten bekannt wurde, was in El Mozote und anderen Dörfern der Gegend geschehen war. Das Massaker wurde geleugnet, eine Untersuchung untersagt, den Mördern Straffreiheit zugesichert. Eine Blutorgie war es gewesen, begangen von einem Militärkommando, das die CIA in der berühmtesten School of the Americas in Panama ausgebil-

det hatte, um die Aufständischen der Frente Farabundo Martí zu bekämpfen. Dass sich die USA wegen ihrer eigenen politischen und wirtschaftlichen Interessen im Land einmischte, machte die grausame Unterdrückung dort über Jahre erst möglich. Tatsächlich wurde hier, wie in anderen Ländern während des Kalten Krieges, ein Feldzug gegen die Armen geführt. Linke Bestrebungen, insbesondere Guerrillabewegungen, sollten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

In El Mozote gab es keine Guerrillakämpfer, nur Bauern aus dem Dorf und etliche andere, die gekommen waren, weil bekannt war, dass das Militär anrücken würde, und man ihnen versichert hatte, dort werde ihnen nichts geschehen. Das stimmte nicht. Am 10. Dezember landeten die Soldaten des Batallón Atlácatl mit Kriegsgetöse in Hubschraubern und besetzten binnen Minuten mehrere Ortschaften mit dem Auftrag, die Landbevölkerung zu terrorisieren, damit sie die Aufständischen nicht unterstützte. Am nächsten Tag wurden die Menschen aufgeteilt, die Männer auf die eine, die Frauen auf die andere Seite, die Kinder ins Gemeindehaus, das »Kloster« genannt wurde. Alle wurden gefoltert, selbst die Kinder, um an Informationen zu kommen. Die jungen Mädchen wurden vergewaltigt, dann wurden alle hingerichtet, die einen erschossen, andere mit Messern oder Macheten ermordet, einige lebendig verbrannt. Die Kinder wurden mit Bajonetten aufgespießt, mit Maschinengewehren niedergemäht, danach wurde das Kloster in Brand gesteckt. Ihre kleinen Leichen verbrannten bis zur Unkenntlichkeit. Mit dem Blut eines Kindes schrieben die

Soldaten an die Wand der Schule: »Ein totes Kind, ein Guerillero weniger«. Auch die Tiere töteten sie, legten Feuer an die Wohnhäuser und die Pflanzungen. Die Leichen ließen sie liegen, die Felder brennen. Ihr Auftrag war gründlich erfüllt: Über achthundert Menschen waren tot, die Hälfte davon Kinder in einem Alter von durchschnittlich sechs Jahren. Das Leben war ausgelöscht.

In den achtziger Jahren gab es viele solcher »Operationen«, die zwölf Bürgerkriegsjahre kosteten fünfundsechzigtausend Menschen das Leben, die überwiegende Mehrheit wurde ermordet durch das Militär.

Edgar Cordero kehrte zwei Tage nach dem Massaker aus der Hauptstadt, wohin er mit seiner Tochter gefahren war, in sein Dorf zurück. Die Soldaten waren bereits abgezogen, und alles, was er fand, waren Tote, die, von Fliegen umschwirrt, in der Sonne verwesten. So musste niemand ihm berichten, was geschehen war, er hatte es mit eigenen Augen gesehen. Leticia fand nie heraus, ob er ihre Mutter, ihre Geschwister und ihre Großmutter hatte begraben können, denn er redete nicht über das, was er gesehen hatte. »Besser, du weißt es nicht«, sagte er, wenn sie ihn fragte.

Leticia erfuhr beim Verlassen des Krankenhauses nur, dass das Militär da gewesen war und es ihre Familie nicht mehr gab. Sie müssten weit fortgehen, sagte ihr Vater, und ein neues Leben beginnen. Das Kind konnte das Ausmaß der Tragödie nicht erfassen, empfand sie als gewaltige Leere in der Brust. Leticia war noch nicht weit genug genesen, um die Reise anzutreten, die ihr Vater im Sinn hatte. Über

zwei Wochen blieben sie in der Stadt, ohne Geld und ohne jemanden zu kennen. Sie fanden Zuflucht in einer evangelikalischen Kirche, wo man ihnen einen Schlafplatz für die Nacht und am Morgen Kaffee und Brot zum Frühstück gab, wo sie sich tagsüber aber nicht aufhalten durften. Edgar ließ seine Tochter dann im Schatten einiger Bäume in einem Park und suchte nach Arbeit, um wenigstens etwas Geld für Essen zu verdienen. Allein und hungrig dort unter den Bäumen, erholte sich Leticia schließlich so weit, dass sie losgehen konnten nach Norden.

Einen großen Teil der Strecke legten sie zu Fuß zurück, hielten manchmal einen Lkw an oder fuhren ein Stück auf dem Dach eines Güterzugs mit, denn Geld für Transportmittel hatten sie nicht. Zu essen bekamen sie von mildtätigen Menschen, in Kirchen oder Einrichtungen, die Migranten Unterstützung boten. Manchmal konnten sie dort für einen oder zwei Tage im Innenhof ausruhen, man gab ihnen eine warme Mahlzeit, und sie konnten sich an einem Wasserschlauch waschen, dann wieder schliefen sie aneinandergedrängt irgendwo auf freiem Feld zwischen anderen, die auf derselben Route unterwegs waren, so dass man sich gegenseitig etwas Schutz bot gegen Überfälle, Banden und die Schikanen der Polizei. Da sie niemanden hatten, der sie leitete – keinen Schlepper –, folgten sie dem Strom der Männer, Frauen und Kinder, die wie sie in den Norden zu gelangen hofften. Sie kamen langsamer voran als die meisten anderen, weil Leticia immer wieder die Kräfte versagten, dann setzte ihr Vater sie manchmal auf seine Schultern und schritt, angetrieben von Schmerz und Zorn, weit aus.